



**FRIEDRICH NAUMANN
STIFTUNG** Für die Freiheit.



**LUDWIG
ERHARD FORUM**
FÜR WIRTSCHAFT
UND GESELLSCHAFT

ADAM SMITH

@300

Der schottische Moralphilosoph und Ökonom: Menschenfreund, Reformier und großer Liberaler

Prof. Dr. Karen Horn

ANALYSE

Impressum

Herausgeberin

Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit
Truman Haus
Karl-Marx-Straße 2
14482 Potsdam-Babelsberg



/freiheit.org



/FriedrichNaumannStiftungFreiheit



/FNFreiheit

Autorin

Prof. Dr. Karen Horn

Redaktion

Justus Lenz
Liberales Institut der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit

Kontakt

Telefon: +49 30 22 01 26 34
Telefax: +49 30 69 08 81 02
E-Mail: service@freiheit.org

Stand

Juni 2023

Hinweis zur Nutzung dieser Publikation

Diese Publikation ist ein Informationsangebot der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit. Die Publikation ist kostenlos erhältlich und nicht zum Verkauf bestimmt. Sie darf nicht von Parteien oder von Wahlhelfern während eines Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden (Bundestags-, Landtags- und Kommunalwahlen sowie Wahlen zum Europäischen Parlament).

Inhalt

Executive Summary	4
1. Einführung	4
2. Das Leben	5
3. Das Werk	6
3.1 Theory of Moral Sentiments	6
3.1.1 Die Kernfrage: Wie urteilen wir?	6
3.1.2 Das Verhaltensmodell: Dualismus von Eigenliebe und Nächstenliebe	7
3.1.3 Moralisches Lernen	7
3.1.4 Der unparteiische Beobachter	8
3.1.5 Das Individuelle im Kollektiven	8
3.2 Wealth of Nations	9
3.2.1 Die Kernfrage: Woher kommt der Wohlstand?	9
3.2.2 Die Arbeitsteilung	9
3.2.3 Das Verhaltensmodell: Dualismus von Eigeninteresse und Tauschneigung	10
3.2.4 Die Rolle des Eigeninteresses	10
3.2.5 Der natürliche Entwicklungspfad	11
3.2.6 Außenhandel	11
3.2.7 Die „Unsichtbare“ Hand	12
3.2.8 Das System der natürlichen Freiheit	12
3.2.9 Staatsaufgaben	13
4. Der große Liberale	13
5. Schlusswort	14
Literatur	15
Zur Autorin	15

Executive Summary

Vor 300 Jahren kam Adam Smith auf die Welt. Er wurde zu einem der bekanntesten und wichtigsten Denker der schottischen Aufklärung. Erste Berühmtheit erlangte er mit seiner 1759 erschienenen *Theory of Moral Sentiments* („Theorie der moralischen Empfindungen“). Sie enthält eine damals neuartige Darstellung des Prozesses der individuellen moralischen Urteilsbildung und der damit verbundenen Entstehung eines kollektiven Normenkonsenses. Er feilte an ihr sein Leben lang weiter, wie auch an seiner 1776 erschienenen ökonomischen Schrift, der *Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* (kurz *Wealth of Nations*, „Wohlstand der Nationen“). Dieses bahnbrechende Buch entfaltete nicht nur in der Wissenschaft große Wirkung, sondern auch, als Kritik am Merkantilismus und als reformerische Anleitung für ein aufgeklärtes Staatswesen gelesen, in der Politik Europas und Amerikas.

Mit dem Erfolg setzte sich in der politischen Debatte aber auch ein stark vereinfachtes, verzerrtes Bild fest. Demnach war Smith ein Radikalliberaler, Verfechter des Laissez-faire, Kapitalist und dogmatischer Freihändler, Prophet des Egoismus und Erfinder der „Unsichtbaren Hand“, die den individuellen Eigennutz in Gemeinwohl münden lässt. In jedem dieser Punkte trifft das Gegenteil zu: Smith war ein behutsamer Reformier, der die tragende Rolle des liberalen Staats erkannte und diesem auch eine Menge Aufgaben zuwies. Den Kapitalismus kannte er noch nicht. Er kämpfte gegen die handelsbeschränkenden und verzerrenden Privilegien, welche sich die Kaufleute in der Politik zu erschleichen verstanden und die der Bevölkerung schaden. Aber ihm war auch klar, dass es Konstellationen gibt, in denen die Abwesenheit von Zöllen ihrerseits verzerrende Wirkung entfaltet und für Güter und Dienste offene Grenzen problematisch sind. Er wusste um Eigenliebe und Nächstenliebe als simultan wirksame, einer Balance bedürftige Impulse im Menschen. Und wenn er für irgendetwas als Prophet bezeichnet werden kann, dann für die Tugend der Klugheit und die drei Grundwerte Gleichheit, Gerechtigkeit und Freiheit.

Nach einer knappen Beschreibung des Smith'schen Lebenswegs macht Karen Horn in diesem Policy Paper sein durchweg ganzheitliches und symmetrisch durchkomponiertes Denksystem verständlich, das vor allem Moralphilosophie, Psychologie und Tugendethik sowie historische, politische und ökonomische Analyse eng miteinander verzahnt. Es ist die umfassende wissenschaftliche Grundlage eines praktischen liberalen Reformprogramms, das sich zwar nicht eins zu eins auf die veränderten Verhältnisse von heute anwenden lässt, in seinem grundsätzlichen Anspruch an die institutionelle Ordnung und die Zweckdienlichkeit politischer Maßnahmen jedoch nach wie vor Orientierung gibt.

1. Einführung

Vor 300 Jahren kam Adam Smith auf die Welt. Er wurde zu einem der bekanntesten und wichtigsten Denker der schottischen Aufklärung. Erste Berühmtheit erlangte er mit einer bedeutenden moralphilosophischen Schrift, die er im Jahr 1759 herausbrachte, seiner *Theory of Moral Sentiments* („Theorie der moralischen Empfindungen“). Sie enthält eine damals völlig neuartige Darstellung des Prozesses der individuellen moralischen Urteilsbildung und der damit verbundenen Entstehung eines kollektiven Normenkonsenses. Er feilte an ihr sein Leben lang weiter, wie auch an seiner 1776 erschienenen ökonomischen Schrift, in der Historiker der Wirtschaftswissenschaften den Startschuss für die Volkswirtschaftslehre als eigenständige Disziplin erkennen: der *Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* (kurz *Wealth of Nations*, „Wohlstand der Nationen“).

Dieses bahnbrechende Buch entfaltete nicht nur in der Wissenschaft große Wirkung, sondern auch, als Kritik am Merkantilismus und als reformerische Anleitung für ein aufgeklärtes Staatswesen gelesen, in der Politik Europas und Amerikas. Mit dieser Resonanz ging freilich eine Aufsplitterung der Smith-Interpretation einher. In der politischen Debatte setzte sich ein stark vereinfachtes, verzerrtes Bild fest, eine Karikatur, gleichermaßen beliebt bei Freund und Feind. Demnach war Smith ein Radikalliberaler, Verfechter des Minimalstaats und des Laissez-faire, Kapitalist avant la lettre und bedingungsloser Freihändler, Erfinder der „Unsichtbaren Hand“, die den individuellen Eigennutz in Gemeinwohl münden lässt, spätestens seit dem *Wealth of Nations* nicht mehr sonderlich an der Moral interessiert. All das ist falsch, aber so wird Smiths Werk instrumentalisiert und missbraucht, sein Denken verkürzt und verfälscht – in aller Regel von Leuten, die seine Schriften nur oberflächlich kennen, wenn überhaupt.

In der wissenschaftlichen Debatte hingegen, aufgeschreckt und angestachelt von derartigen politischen Instrumentalisierungen und Verkürzungen, ist man über die Zeit wieder zu einem differenzierteren Blick auf Smith gelangt. Es hat sich dabei gezeigt, dass man die verschiedenen Aspekte seines Werks nicht voneinander losgelöst betrachten sollte. Der Denker, der bei einer solchen, sorgfältigeren Betrachtung ans Licht tritt, ist noch immer ein großer Liberaler, aber alles andere als ein Radikaler. Er ist Reformier, nicht Revolutionär. Smith ist ein Freund der Ordnung und der Balance. Er hat einen realistischen, von Skepsis getragenen Blick auf die Politik. Doch er sucht deshalb den Staat nicht abzuschaffen, sondern will ihn fokussieren und davor schützen, sich von lauten Interessengruppen vereinnahmen zu lassen. Denn deren Privilegierung erschwert oder verunmöglicht es Armen und Schwachen, ihr Los zu bessern.

Adam Smith ist ein sanftmütiger Menschenfreund. Die individuelle Freiheit als Unabhängigkeit ist ihm eine Notwendigkeit, die er nur auf der Grundlage der Gleichheit und der Gerechtigkeit zu denken vermag. Auf die Fragestellung abgestimmt, fehlt die Moral auch in seinen ökonomischen Betrachtungen nicht. Und die „Unsichtbare Hand“ hat Smith weder erfunden noch den eher nebenbei hingeworfenen Ausdruck mit irgendeiner der zahllosen Bedeutungen gefüllt, die man ihr gemeinhin zuschreibt.

Dieses Policy Paper soll helfen, die Kluft zwischen der politischen und der wissenschaftlichen Debatte ein wenig zu schließen. Es soll anregen, genauer hinzuschauen. Und es soll so dabei unterstützen, einen authentischeren, besseren Blick auf das Denken des großen liberalen Aufklärers Adam Smith zu gewinnen und seinem einzigartigen, Ethik, Wirtschaft und Politik verzahnenden Werk wieder frische Anregungen zu entnehmen, auch und gerade für den heutigen politischen Gebrauch. Denn von Smith lässt sich noch immer eine ganze Menge lernen – auch 300 Jahre nach seiner Geburt.

2. Das Leben

Das exakte Geburtsdatum Smiths ist unbekannt. Nur der Tag der Taufe lässt sich dem kirchlichen Register von Smiths schottischem Geburtsort Kirkcaldy entnehmen: Nach dem damals verwendeten julianischen Kalender war es der 5. Juni 1723, was nach der im Jahr 1751 eingeführten und bis heutige gültigen Zeitrechnung dem 16. Juni entspricht. Smiths Mutter, Margaret Douglas, ist nur drei Jahre nach ihrer Hochzeit schon wieder verwitwet; sie nennt ihren ersten und einzigen Sohn nach dem verstorbenen Gatten, dem angesehenen Anwalt und Zollkommissar Adam Smith. Das Kind wächst in Kirkcaldy auf, einem geschäftigen Hafentstädtchen, gegenüber von Edinburgh am Firth of Forth gelegen. Dort geht der Knabe ab dem Alter von neun Jahren zur Schule, bis er zur weiteren Ausbildung an die kleine, von Presbyterianern geführte Universität Glasgow geschickt wird, im zarten, aber damals hierfür durchaus nicht ungewöhnlichen Alter von 14 Jahren. Dort wird er vor allem in den Fächern Logik, Metaphysik, Naturwissenschaften, Mathematik und Geometrie unterrichtet. Prägenden Einfluss auf Smith nimmt der protestantische Moralphilosoph Francis Hutcheson, ein Humanist und früher Utilitarist, der in seiner Lehre davon ausgeht, dass die Menschen mit einem angeborenen moralischen Sinn begabt sind.

Als er 17 Jahre alt ist, wird Smith ein Stipendium zuteil, mit dem er seine Studien am Balliol College in Oxford weiterführen kann. Der Schotte hält es dort sechs Jahre aus, obwohl ihn die Lehrmethoden der – von der englischen Hochkirche bestellten und wenig engagierten – Professoren derart frustrieren, dass er die meiste Zeit im Selbststudium in der Bibliothek verbringt. Dann kehrt er heim. Im Jahr 1748 wird er in Edinburgh damit beauftragt, öffentliche Vorlesungen zu halten. Mit diesen erwirbt er sich einen derart guten Ruf, dass man ihn 1751 als Professor an seine Alma mater holt, die Universität Glasgow.

Zunächst bekleidet Smith in Glasgow den Lehrstuhl für Logik, doch schon ein Jahr später kann er auf den Lehrstuhl für Moralphilosophie wechseln – ein Fach, das nicht etwa nur aus der Ethik besteht, sondern die gesamten Geistes- und Gesellschaftswissenschaften umfasst. Seine Hauptvorlesung hat vier Teile: natürliche Religion, Ethik, Jurisprudenz und politische Ökonomie. Smith gilt als zugewandter Lehrer, der sich auch in die universitäre Selbstverwaltung einbringt. Mit seiner Mutter und mit seiner Cousine, die den Haushalt führt, zeitweilig auch mit seinem Neffen, lebt er auf dem Universitätsgelände. Im Jahr 1759 kommt seine *Theory of Moral Sentiments* heraus und ist im Handumdrehen ausverkauft. Eine unbeabsichtigte Konsequenz dieses Erfolgs ist Smiths früher Abschied von der Universität, obwohl er die Zeit dort als die glücklichste seines Lebens bezeichnet. Als der Politiker Charles Townshend ihn bittet, seinen Stiefsohn Henry Scott, den 3rd Duke of Buccleuch, auf dessen „Grand Tour“ durch Europa unter seine Fittiche zu nehmen, gibt er nach längerem Ringen und Verhandeln die Professur auf. Das Gehalt des Privatlehrers ist großzügig, zumal es sich mit einer guten Leibrente verbindet, und besonders Frankreich und die Republik Genf sind für ihn zudem auch ein wissenschaftlich spannendes Pflaster.

Also geht es Anfang 1764 los, zunächst nach Paris und dann nach Toulouse, einer Großstadt, die damals noch über ein bedeutendes Stadtparlament verfügt. Von dort aus unternimmt Smith mit seinem adeligen Schüler – und bald auch dessen Bruder Hew – Exkursionen beispielsweise nach Bordeaux und nach Montpellier, jeweils von intensiven Gesprächen und Studien begleitet. Er beginnt mit Aufzeichnungen für seinen *Wealth of Nations*. Im Herbst reisen sie nach Genf, wo Smith mit Voltaire zusammentrifft. Es folgen zehn weitere Monate in Paris. Dort bekommt Smith Zugang zu den französischen Aufklärern, unter anderem zu Baron Holbach, Jacques Necker, Denis Diderot, d'Alembert sowie Helvetius. Außerdem knüpft er Kontakte zu den Physiokraten, zu François Quesnay und Jacques Turgot. Mit diesen verbindet ihn seine Kritik an der Doktrin des Merkantilismus, die allzu sehr darauf abhebt, durch Förderung der Exporte und Hemmung der Importe die Leistungsbilanz zu beeinflussen und so die Edelmetallbestände des Landes zu erhöhen. Ihre Fixierung auf die Landwirtschaft hingegen teilt er nicht.

Die „Grand Tour“ nimmt nach zweieinhalb Jahren ein abruptes Ende, als Hew Scott im Herbst 1766 erkrankt und stirbt. Smith kehrt nach London zurück, berät dort ein halbes Jahr den zum Finanzminister aufgestiegenen Lord Townshend und zieht sich dann nach Kirkcaldy zurück, um am *Wealth of Nations* zu arbeiten. Es folgen vier Jahre in London, an deren Ende, 1776, das fertige Werk auf dem Tisch liegt. Daraufhin wird Smith zum Mitglied der Königlichen Zollkommission für Schottland ernannt, und der ewige Junggeselle zieht mit seiner Mutter und seiner Cousine nach Edinburgh. Dort steht er auch dem Herzog von Buccleuch bei der Modernisierung seiner Gutsverwaltung beratend zur Seite. Im Jahr 1784 muss er seine fast 90-jährige Mutter beerdigen, und 1790 stirbt schließlich auch Adam Smith selbst.

3. Das Werk

„Es gibt nur wenige Werke der Wissenschaft, namentlich der ökonomischen, in der die strenge Logik der Analyse und Synthese so eng mit scharfer und geduldiger Beobachtung der Wirklichkeit und mit solch tiefer historischer Kenntnis und Erfahren verknüpft sind wie bei ihm.“ (Horst C. Recktenwald 1989, S. 154)

Neben den beiden Großwerken, der *Theory of Moral Sentiments* und dem *Wealth of Nations*, ist von Smith nur wenig überliefert. Das unvollendete Manuskript zu einem dritten großen Buch über „*Jurisprudence*“ ließ der Schotte zusammen mit anderen Papieren kurz vor seinem Tod vernichten. Von dem Zerstörungswerk nahm er nur wenige philosophische Essays aus, die für das Verständnis seiner wissenschaftlichen Zielsetzung und Methode wichtig sind, so die *History of Astronomy*.

Für die ideengeschichtliche Forschung erwiesen sich auch die studentischen Mitschriften von Smiths Vorlesungen an der Universität Glasgow als hilfreich, die im 19. und 20. Jahrhundert entdeckt wurden: zwei Konvolute zu seinen *Lectures on Jurisprudence* und ein Konvolut zu den *Lectures on Rhetoric and Belles Lettres*. In den rechtswissenschaftlichen Vorlesungsmitschriften finden sich Gedankengänge, die später in den *Wealth of Nations* eingeflossen sind. Das entkräftete die von der Historischen Schule der Nationalökonomie in die Welt gesetzte und von der wissenschaftlichen Nachwelt lange gehegte falsche Vermutung, die Idee zum *Wealth of Nations* hätten Smith erst die Physiokraten in Paris eingegeben; es habe mithin einen extern verursachten, markanten „Umschwung“ in seinem Denken gegeben.

Die Mitschriften aus den Vorlesungen über Rhetorik und Literatur wiederum machen nachvollziehbar, dass Smith im Interesse sowohl der gedanklichen Klarheit als auch der Vermittlung bewusst zugänglich formuliert, an den gesunden Menschenverstand appelliert und stets eine Fülle von Beispielen parat hat – und nicht etwa, weil er zur Abstraktion außerstande wäre. Von der leichten Lesbarkeit profitiert man auch heute noch; nur darf man sich nicht täuschen lassen: Manche einfachen, der Alltagssprache entnommenen Begriffe Smiths haben wesentlich mehr konzeptionelles Gepäck, als man ihnen ansieht.

Im Folgenden seien die *Theory of Moral Sentiments* und der *Wealth of Nations* kurz vorgestellt. Man kann sie als die beiden Hauptteile eines umfassenden Gesamtprojekts lesen, sodass die *Theory* die moralphilosophische Grundlage für den *Wealth* bereitet – wobei allerdings Smith selber im *Wealth* nicht ausdrücklich auf die *Theory* verweist. Man kann sie aber auch als eigenständige Einheiten begreifen und studieren. Auch dann aber findet man unweigerlich Parallelen und Analogien, nicht zuletzt in der Methode und den gleichsam architektonischen Strukturen der jeweils entwickelten Theorien.

3.1 Theory of Moral Sentiments

3.1.1 Die Kernfrage: Wie urteilen wir?

Smiths moralphilosophisches Werk beruht auf seinen Vorlesungen an der Universität Glasgow. Es greift auf den gesamten Kanon des ethischen Denkens zurück, bis tief hinein in die griechische Antike, auch wenn Smith in seiner zentralen Forschungsfrage unmittelbar an die Arbeiten seines Lehrers Francis Hutcheson und seines Freundes David Hume anknüpft. Denn Smith gibt sich mit deren philosophischer Setzung, dass die Menschen über einen angeborenen moralischen Sinn verfügen, nicht zufrieden. Ganz Aufklärer, will er die Moral wissenschaftlich erklären, und folglich muss er ergründen, wie dieser moralische Sinn, wenn es einen solchen denn gibt, genau funktioniert – und das durchaus in einem mechanischen Sinn. Die *Theory of Moral Sentiments* widmet er deshalb der Frage, worin die Tugend besteht und wie die Menschen ihre Urteile über die moralische Angemessenheit des eigenen Handelns oder des Handelns anderer Leute fällen. Daran schließt sich dann auch noch die Frage an, wie gemeinschaftliche moralische Normen entstehen. Dabei denkt er diese moralischen Urteile nicht als reine Verstandesangelegenheit, sondern lässt sie aus Empfindungen emporsteigen.

Wie es für die Denker der schottischen Aufklärung typisch ist, schafft Smith hier kein spekulatives Modell, sondern baut seine Theorie auf der konkreten Anschauung der Wirklichkeit auf. Mit einer ausgezeichneten psychologischen Beobachtungsgabe versehen, sammelt er „empirische“ Einsichten darüber, wie sich Menschen verhalten, und fügt diese zu einer strukturierten deskriptiven Theorie zusammen. Dieser sind die ersten fünf Teile der *Theory of Moral Sentiments* gewidmet. Darauf folgt ein erst in der letzten Auflage kurz vor Smiths Tod eingeführter tugendethischer sechster Teil. Im Schlussteil grenzt Smith dann seine eigene innovative Theorie noch von konkurrierenden Denksystemen ab.

Er hält dabei genauso Distanz von einer Lehre, wie sie sein Lehrer Francis Hutcheson erdacht hat und die ganz auf Wohlwollen oder Altruismus setzt, wie von einem System, dessen Verfechter ganz ohne individuelle Tugend auszukommen meinen. Weder das eine noch das andere entspricht der menschlichen Natur. Ein Beispiel für ein tugendfreies System ist der Ansatz des Arztes und Philosophen Bernard Mandeville, der sich in seiner erstmals 1705 publizierten *Bienenfabel* – einem Gedicht, das er über die Jahre zu einem umfangreichen Essay ausbaute – von jeglicher Tugendlehre zu verabschieden schien. Je egoistischer und lasterhafter sich die Menschen verhielten, desto besser seien die Ergebnisse mit Blick auf den

gesamtgesellschaftlichen Wohlstand: „Private vices, publick benefits“, so lautete die Parole. Smith betrachtet dies als anthropologisch und moralisch unhaltbar sowie als ökonomisch schlicht falsch.

3.1.2 Das Verhaltensmodell: Dualismus von Eigenliebe und Nächstenliebe

Lediglich zwei minimalistische Setzungen über die menschliche Natur braucht Smith für das Verhaltensmodell, das er in der *Theory* konstruiert. Erstens tragen wir Menschen die Eigenliebe in uns. Diese ist eine natürliche Neigung, die das Verhalten auf unsere Selbsterhaltung ausrichtet – wobei das „Selbst“ keineswegs nur die eigene Person umschließt, sondern in der Regel auch Menschen im emotionalen Nahbereich, beispielsweise die eigene Familie. Für Smith ist das keine Annahme, nichts Hypothetisches, sondern eine anthropologische Konstante. Es gilt sie nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch einen Weg zu finden, das Beste aus ihr zu machen, für den Einzelnen wie auch für die Gemeinschaft.

Ethische Theorien, welche die natürliche Eigenliebe des Menschen leugnen, sind unrealistisch – und utopische politische Systeme, die uns die Eigenliebe austreiben wollen, tun der menschlichen Natur Gewalt an. Smith zeichnet Politiker, die ihre Utopien ohne Rücksicht auf Verluste in die Praxis umsetzen wollen, als Spieler am Schachbrett der Gesellschaft, die sich einbildeten, sie könnten die Bürger wie Spielfiguren ganz nach Belieben herumschieben. Er warnt nachdrücklich: „in the great chess-board of human society, every single piece has a principle of motion of its own, altogether different from that which the legislature might chuse to impress upon it“ (TMS VI.ii.2.17).

Als soziale Wesen, die wir Menschen sind, verfügen wir zweitens auch über die Gabe der Nächstenliebe. Diese ist ebenfalls eine natürliche Neigung. Sie lässt uns am Wohlergehen anderer Menschen interessiert sein, auch ohne dass wir unmittelbar selbst etwas davon haben, und dies über den unmittelbaren emotionalen Nahbereich hinaus. Sie bildet das Gegengewicht zur Eigenliebe in uns. Als Gegengewichte geraten Nächstenliebe und Eigenliebe allerdings auch regelmäßig in Konflikt miteinander, und es bedarf des Austarierens.

Die überragende Bedeutung dieses Dualismus macht Smith klar, indem er seine *Theory* mit dem folgenden Satz beginnen lässt: „How selfish soever man may be supposed, there are evidently some principles in his nature, which interest him in the fortune of others, and render their happiness necessary to him, though he derives nothing from it except the pleasure of seeing it.“ (TMS I.i.x.3) Wie auch in einem guten Roman ist hier der erste Satz fast schon das Wichtigste; er ist konstitutiv für die kommende Argumentation. Smith stellt mit dieser Platzierung nicht zuletzt seine genau durchdachte Rhetorik unter Beweis.

Noch etwas Weiteres setzt Smith voraus: Wir sind fähig, uns in die Lage anderer Menschen zu versetzen. Das ist notwendig, um moralische Urteile über die Angemessenheit des Handelns anderer Leute fällen zu können. Wenn wir beispielsweise nicht wissen, wie nahe ein Mensch einem Verstorbenen stand, können wir auch nicht ermessen, ob seine Trauer überzogen oder womöglich nur aufgesetzt ist. Wir müssen die Hintergründe kennen und uns einfühlen können. Smith spricht von „Sympathy“, von der Fähigkeit zum Einfühlen – heute nutzen wir in diesem Zusammenhang eher den Begriff der „Empathie“. Gemeint ist dabei aber auf jeden Fall nicht nur das Mitleiden, sondern auch das Mitfreuen. Zum Einfühlen sind wir Menschen dank unserer Vorstellungskraft allesamt grundsätzlich fähig, auch wenn wir diese Gabe gewiss in unterschiedlichem Ausmaß kultivieren.

3.1.3 Moralisches Lernen

Damit hat Smith schon alle Ingredienzien parat, die er für die Beschreibung der Urteilsfindung braucht. Als angemessen beurteilen wir das Tun eines anderen Menschen demnach dann, wenn wir es unter Berücksichtigung seiner Situation, in die wir uns einfühlen, als richtig nachvollziehen. Das geben wir diesem Menschen dann auch zu verstehen, und sei es nur mit unserer spontanen, billigenden Reaktion darauf. Wenn uns das Tun des anderen unangemessen erscheint, erlebt er unsere Missbilligung.

Am wohlsten ist uns, wenn wir uns in möglichst vollständigem Einklang mit anderen Menschen befinden. Indes trübt eine Fülle natürlicher „Biases“, Voreingenommenheiten und Verzerrungen, unser Urteil. Heutige Ökonomen kennen diese Einsicht aus der modernen Verhaltensökonomik. Doch schon Smith beobachtet, dass wir beispielsweise, weil es Pein bereitet, dazu neigen, uns gegen das vollständige Einfühlen in alles Negative abzuschotten; in die Freude anderer Menschen hingegen fühlen wir uns umso lieber ein und freuen uns mit. Unser praktiziertes Einfühlen und Mitempfunden ist darum oft unvollständig. Mit Blick auf den Zusammenhang in der Gesellschaft und deren Stabilität ist das problematisch. Denn weil wir so gebaut sind, verachten wir den Bettler, wie Smith beobachtet, und am Ende verachten sich diese gesellschaftlich Ausgegrenzten auch noch selbst. Das ist schlicht inhuman.

Auch Distanz schmälert unsere Fähigkeit, uns in andere Menschen hineinzudenken und ihre Emotionen nachzuvollziehen – schlicht deshalb, weil wir mit entfernten Menschen und deren Reaktionen seltener konfrontiert sind. Smith wartet mit dem plastischen, mit einiger Ironie vorgetragenen Extrembeispiel auf, dass wir des Nachts kaum ein Auge zubekämen, wenn wir wüssten, dass wir am nächsten Tag den kleinen Finger verlieren, wogegen uns die Nachricht, dass das weit entfernte chinesische Imperium zur Gänze von einem Erdbeben verschluckt worden sei, uns nach einigen eher abstrakten Überlegungen zur Vergänglichkeit des Seins und Bekundungen der Betroffenheit durchaus ruhig schlafen ließe.

Wo man einander nicht trifft und kennt, fällt das moralische Lernen schwer. Deshalb kann man sich in der anonymen Großgesellschaft allein darauf auch nicht verlassen. Die private Tugend des Wohlwollens ist auf gesellschaftlicher Ebene gewiss eine Zierde, aber wichtiger ist nach Smith eine institutionalisierte Form der Gerechtigkeit. Ohne Gerechtigkeit, so warnt er, bricht jede Gesellschaft zusammen. Damit aber Gerechtigkeit herrscht und für Sicherheit und Stabilität sorgt, bedarf es verbindlicher allgemeiner Regeln. Diese können in Form von Gesetzen erlassen und von Gerichten durchgesetzt werden.

In der kleineren Gemeinschaft jedoch, wo der interaktive Prozess des moralischen Lernens regelmäßig stattfindet, da halten wir einander einen Spiegel vor. Die wiederholte Konfrontation mit der Billigung und Missbilligung anderer hilft uns, unser Verhalten immer wieder zu korrigieren und anzupassen. Psychologisch ist der Mensch so gebaut, beobachtet Smith, dass wir uns in unserer Beurteilung durch andere nichts so sehr wünschen wie Lob und nichts so sehr fürchten wie Tadel. Und mehr noch: Ein nicht ernst gemeintes oder vergiftetes Lob bringt uns nicht wirklich weiter. Wir lassen uns davon nicht täuschen. Denn wir wollen nicht nur gelobt werden, sondern das Lob auch verdienen. Und so sehr wir den Tadel an sich fürchten, umso mehr erfüllt uns die Vorstellung mit Schrecken, ihn auch zu verdienen.

Aber wie finden wir das heraus? Wie können wir wissen, was lobenswert ist, was tadelnswert? Die Antwort liegt nicht in sklavischem Vollzug eines höheren, womöglich göttlichen Gebots, so lässt uns Smith verstehen, und eben auch nicht in einem moralischen Sinn, der gleichsam auf Knopfdruck fertige Beurteilungen ausspuckt. Das wäre allzu simpel. Smith stellt sich vor, dass wir unsere Moral vielmehr in einem komplexen, fortlaufenden Prozess des Miteinanders erlernen und ausformen. Unser moralisches Urteil entsteht in dem von unserer Fähigkeit des Einfühlens getragenen gesellschaftlichen Rückkopplungsprozess, einer Form der sozialen Kommunikation. Wirksam werden hier einerseits die Reaktionen anderer Menschen auf unser Verhalten, ihre Billigung oder Missbilligung, ihr Lob oder ihr Tadel, und andererseits die Befragung unseres Gewissens, des Speichers des moralisch Erlernten.

Damit betrachtet Smith unser moralisches Urteil als letztlich sozial konstruiert – und folglich auch als kontextabhängig und insoweit relativ. Feste absolute Standards kann es demnach nicht geben, sondern allenfalls das, was der amerikanische Ökonom Frank Knight und sein Schüler, der Nobelpreisträger James M. Buchanan, viel später einmal als „relatively absolute absolutes“ bezeichnet haben. Es sind die Menschen selbst, die diese Standards in ihren jeweiligen Kontexten immer wieder untereinander und füreinander aushandeln. Das ist eine innovative und seinerzeit sicher auch kontroverse Erkenntnis.

3.1.4 Der unparteiische Beobachter

Für das Gewissen nutzt Smith eine hübsche Denkfigur, den „unparteiischen Beobachter“. Wir tragen diesen stillen Beobachter in uns und mit uns herum. Wir müssen uns in einer Situation, in der wir unser eigenes Handeln zu bewerten haben, nur dazu aufrufen, ihn auch tatsächlich zu befragen. Er erlaubt uns, gleichsam einen Schritt zurück zu tun und uns selbst mit ein wenig Abstand zu betrachten. Erst dann können wir die allzu große Nachsicht mit uns selbst ablegen, die uns beim spontanen Handeln oftmals in die Irre führt. Und erst dann kann es uns gelingen, unsere natürliche Eigenliebe davon abzuhalten, sich zum tadelnswerten Egoismus auszuwachsen, und sie so weit unter Kontrolle zu bringen, dass sie nicht mehr in angestrenzter Spannung, sondern in einigermaßen stabiler Balance mit der Nächstenliebe in uns wirkt.

Die Figur des „unparteiischen Beobachters“ ist in Smiths Modellierung allerdings nicht nur unser Über-Ich. Philosophisch hat sie noch eine weitere wichtige Funktion: Der unparteiische Beobachter macht jedem einzelnen Menschen klar, dass er nur einer von vielen und gewiss nicht besser ist als die anderen. In dieser Figur verankert Smith das ihm äußerst wichtige Prinzip der moralischen Gleichwertigkeit aller Menschen. Darin liegt auch die Wurzel seines ungewöhnlich prononcierten Egalitarismus, dessen ideengeschichtliche Abstammungslinien sich bis hin zur griechischen Stoa zurückverfolgen lassen. In seiner Theorie sind die Menschen immer als Gleiche zu denken – auch wenn sie sich in der gelebten Realität aus verschiedenen Gründen doch häufig stark voneinander unterscheiden.

Dass wir in unseren moralischen Urteilen schwanken und dazu neigen, uns etwas vorzumachen, ist für den Pragmatiker Smith zwar in vielen Fällen, aber durchaus nicht systematisch ein Problem. Es kurbelt immerhin die Wirtschaft an, wenn wir beispielsweise glauben, die schönen und nützlichen Dinge, die Reiche besitzen, machten sie glücklich, und wenn wir in unserem Streben nach Glück deshalb ebenfalls solche Dinge besitzen möchten. Dass die Dinge am Ende nicht halten, was sie versprechen, und dass wir allein durch ihren Besitz noch lange nicht glücklich werden, ist Smith vollkommen bewusst.

Und doch, so meint er in seiner fantastisch erzählten Parabel vom Sohn des armen Mannes, hat die Natur es eigentlich gut eingerichtet, dass wir dieses Streben in uns haben. Denn sonst gäbe es wohl kaum Fortschritt. Um uns nicht unglücklich zu machen und der Gesellschaft nicht zu schaden, bedarf dieses Streben allerdings der Begrenzung. Dafür ist der Mensch auf Selbstbeherrschung angewiesen. Aus der großen Zahl der menschlichen Tugenden ist es ausgerechnet eine der niederen, die dafür unabdingbar ist: die Klugheit. Sie gilt es durch aufgeklärte Erziehung zu kultivieren, im allseitigen Interesse.

3.1.5 Das Individuelle im Kollektiven

Der interaktive Rückkopplungsprozess, in dem wir unser moralisches Urteil bilden, hat nach Smith nicht nur Folgen für uns selbst. Denn wir formen nicht nur unser eigenes Urteil aus, sondern wir verständigen uns in diesem Prozess, ohne je groß darüber nachzudenken, mit anderen Menschen auch darüber, was in unserer Gemeinschaft als moralisch akzeptabel gelten soll. Als ein unbeabsichtigtes Nebenprodukt unserer persönlichen Urteilsbildung wächst damit ein zumindest elementarer Normenkonsens.

Dieses Muster ist typisch für Smith und über ihn hinaus für die gesamte schottische Aufklärung: Das Kollektive wird aus dem beobachtbaren Individuellen in einem Prozess der Interaktion hergeleitet und erklärt, und dabei ist klar, dass so manche Kollektiverscheinungen zwar aus individuellem Handeln in Interaktion entstehen, aber von niemandem geplant oder beabsichtigt sind. Individuelles Handeln hat unbeabsichtigte Nebenfolgen. Manche davon mögen günstig sein, andere sind ungünstig.

Am besten hat diesen Ansatz wohl der wie Smith vor 300 Jahren geborene und mit ihm befreundete, an der Universität Edinburgh lehrende Moralphilosoph Adam Ferguson resümiert, als er 1792 in seinem *Essay on the History of Civil Society*

schrrieb, viele gesellschaftliche Institutionen seien das Ergebnis menschlichen Handelns, nicht aber menschlichen Entwurfs. Der von evolutionären Phänomenen faszinierte österreichisch-britische Ökonom und Sozialphilosoph Friedrich August von Hayek prägte hierfür später den plastischen Begriff der „spontanen Ordnung“.

Ein klassisches Beispiel für eine solche spontane Ordnung sind die Entstehung und der Wandel der Sprache (sofern diese nicht am Reißbrett entworfen ist und die Einhaltung der einmal festgelegten Regeln nicht von einer Sprachpolizei strikt überwacht wird). Bei Smith prägt dieses Muster seine Fragestellung wie auch seinen Untersuchungsaufbau, und es liefert ihm zudem einen Prüfstein für die Beurteilung der Realität. Die Forschungsagenda wird von den beobachtbaren Abweichungen von der theoretisch erwarteten Norm bestimmt: Wenn der Prozess der moralischen Urteilsbildung in ein sozial destruktives Ergebnis mündet, ist es geboten, die genauen Ursachen der Fehlentwicklung aufzuspüren.

Weitere speziell für Smith typische Elemente der *Theory of Moral Sentiments*, die in etwas anderer Ausformung auch den *Wealth of Nation* durchziehen und für den engen Zusammenhang beider sorgen, sind der strikte Minimalismus seiner verhaltenstheoretischen Setzungen; seine Anerkennung und Hinnahme der Unvollkommenheit und Zwiespältigkeit des menschlichen Wesens; seine daraus gewonnene Einsicht, dass es von Utopien sicheren Abstand zu nehmen, sich zu bescheiden und sich auf zweitbeste Lösungen zu konzentrieren gilt; das Bewusstsein der überragenden Relevanz des Kontexts; und schließlich die zweistufige Betrachtung eines Phänomens erst im Kleinen und dann im Großen.

3.2 Wealth of Nations

3.2.1 Die Kernfrage: Woher kommt der Wohlstand?

Der *Wealth of Nations* liest sich deutlich anders als die *Theory of Moral Sentiments*. Die *Theory* ist vergleichsweise dialogisch verfasst; auf ein Argument folgt ein zu erwartendes Gegenargument. Der Ton ist behutsam und wägend. Der *Wealth* indes kommt in einem stärker monologischen Stil daher, die Argumentation folgt einem großen Bogen, und der Ton ist auch einmal etwas derb. Smith entfaltet hier nicht nur eine ökonomische Theorie, sondern er lässt diese in eine klare politische Botschaft münden. Mit dem *Wealth of Nations* ist Smith einerseits ein großer Wurf in positiver Theorie gelungen, aber das Buch kommt andererseits auch mit einer ordentlichen Dosis Normativität einher. Es enthält neben aller Wissenschaft auch ein ausgefeiltes politisches Reformprogramm und eine Standpauke – und zwar eine, von der Smith selbst überzeugt war, dass sie im Vereinigten Königreich Unruhe stiften würde.

Smiths theoretisches Anliegen im *Wealth of Nations* ist im vollen Titel glasklar formuliert: Es geht um die Quellen und Ursachen des Wohlstandes ganzer Völker. Smith interessiert sich aus zwei Gründen dafür. Zum einen ist dies zu seiner Zeit gerade ein großes Thema, das sowohl in wissenschaftlichen Erörterungen als auch in der politischen Debatte häufig eine Rolle spielt. Der Umgang des Vereinigten Königreichs mit seinen Kolonien ist der Gegenstand hitziger Debatten; just im Jahr des Erscheinens des *Wealth* erklären sich die Vereinigten Staaten für unabhängig. Auch wird es nicht mehr lange dauern, bis die Industrielle Revolution die Verhältnisse auf den Kopf stellt; der Umbruch zeichnet sich bereits ab. Zum anderen ist Smith, wie man an etlichen Stellen in seinem Werk bemerkt, dringend daran gelegen, das Los der Armen zu bessern, und er will zeigen, wie sich das am besten bewerkstelligen lässt. Der Weg dahin, so wird sich zeigen, führt zum einen über eine vertiefte Arbeitsteilung, die wirtschaftliches Wachstum mit sich bringt, und zum anderen über die Beseitigung von Regulierungen, welche die Armen in der Misere festhalten, etwa das damals geltende Umsiedlungsverbot für Fürsorgeempfänger.

3.2.2 Die Arbeitsteilung

Im *Wealth* fällt Smith sogleich mit der Tür ins Haus: Der entscheidende Wachstumsmotor der Wirtschaft, schreibt er gleich im ersten Kapitel, ist die Arbeitsteilung. Er platziert diese Botschaft absichtlich ganz am Anfang; sie ist ihm hier das Wichtigste, wichtiger noch als die anthropologischen Grundannahmen, auf denen seine Theorie ruht und die er diesmal ins zweite Kapitel verschiebt. Hier ist die Arbeitsteilung zentral. Denn es ist nicht der Export, der viel Geld ins Land bringt. Es ist auch nicht allein der Boden, auf dem die Landwirtschaft mal mehr, mal weniger Erträge erzielt. Es ist die Arbeitsteilung. Denn wenn sich die Menschen auf bestimmte Tätigkeiten spezialisieren und kooperieren, steigt ihre Produktivität.

Smith veranschaulicht die Wunder der Arbeitsteilung anhand des Beispiels einer Stecknadelfabrik. Kurz zusammengefasst, lautet es wie folgt: Ein Arbeiter, der für alle Arbeitsschritte in der Herstellung von Stecknadeln auf sich selbst gestellt ist, braucht sehr lange und erreicht trotzdem nur äußerst kleine Stückzahlen. Wo hingegen jeder Arbeiter nur für einen einzigen, speziellen Arbeitsschritt zuständig ist, wachsen durch die Übung Fähigkeit, Geschicklichkeit und Verständnis, und die gemeinsame Produktion in einer mittelgroßen Manufaktur ist bei gleicher Arbeitszeit um ein Vielfaches höher. So weit, so wenig überraschend.

Spannend wird die Sache dadurch, dass Smith nun einen dynamischen Prozess beschreibt, der von der Arbeitsteilung nicht als Ergebnis, sondern als Anfangspunkt ausgeht: Sie macht es lohnend, sich zu spezialisieren. Diese Spezialisierung erhöht die Produktivität und damit auch die hergestellte Menge. Mit diesem gesteigerten Ausstoß ist der Betrieb dann in der Lage, ein größeres Marktgebiet als zuvor zu bedienen, was es aber wiederum lohnend macht, die Arbeitsteilung noch weiter zu intensivieren und die Spezialisierung noch mehr voranzutreiben. So kann der Prozess im Prinzip unendlich weitergehen und sich dabei immer weiter selbst verstärken. Allerdings gibt es eine Grenze: das Marktgebiet. Wenn sich dieses, aus welchen Gründen auch immer, nicht mehr weiter ausdehnen lässt, dann ist die theoretisch maximale Tiefe der Arbeitsteilung erreicht.

Die Menschen, die sich Smith in diesem arbeitsteiligen Prozess vorstellt, konzipiert er als von Natur aus gleich. Ein Lastenträger auf der Straße, schreibt er, unterscheidet sich nicht wesentlich von einem Philosophen (wie ihm selbst). Diese Beschreibung ist zwar vielleicht sympathisch, aber sie ist auch ungewöhnlich und erklärungsbedürftig: Schließlich ist die Unterschiedlichkeit der Menschen mit Blick auf ihre Talente und Fähigkeiten in der Realität einigermaßen evident. Zudem wäre die Vorteilhaftigkeit der Arbeitsteilung für Smith noch viel leichter zu erklären, wenn er von gegebenen unterschiedlichen Fähigkeiten der Menschen ausgehen könnte. Dass er dies ausdrücklich sein lässt, verweist auf seinen Egalitarismus – einen Egalitarismus, der bei ihm zwar eindeutig eine normative Komponente hat, zugleich aber auch einen analytischen Zweck erfüllt. Denn indem er die unterschiedlichen Fähigkeiten der Menschen radikal ausklammert, kann Smith einen kausalen Prozess modellieren, der sich aufgrund seiner reinen Systemlogik immer weiter dreht, ohne spezieller Ausgangsbedingungen zu bedürfen.

In diesem Prozess ist es erst die Spezialisierung, welche die Menschen unterschiedlich macht. Und Smith ist klar, dass mit der Routine, welche die Spezialisierung mit sich bringt, die Tätigkeiten auch repetitiv und langweilig werden. In dem Maße, wie die Menschen in einer arbeitsteiligen Wirtschaft eine spezifische Tätigkeit einüben und immer weiter verbessern, verlieren sie deshalb an anderer Stelle Fertigkeiten. Schlimmstenfalls drohen sie abzustumpfen. Smith nimmt dies als ein potenziell ernstes Problem wahr, gegen das die Gemeinschaft etwas unternehmen muss, unter anderem mit Angeboten zur Bildung und zur Erbauung. Ein Problem ist das Abstumpfen für Smith vor allem deshalb, weil es genauso wie das Verharren der Menschen in bitterer Armut die Empathie beschädigt. Auf der Fähigkeit zum Einfühlen und Mitempfinden aber, so wissen wir aus der *Theory of Moral Sentiments*, ruhen die Moral, die Verständigung in der Gemeinschaft und damit letztlich die öffentliche Ordnung.

3.2.3 Das Verhaltensmodell: Dualismus von Eigeninteresse und Tauschneigung

Die anthropologischen Grundannahmen *im Wealth of Nations* sind strikt parallel zur *Theory* konzipiert, und schon in diesem Gleichklang manifestiert sich, dass von dem sogenannten Adam-Smith-Problem, dem immer wieder behaupteten Auseinanderfallen und Widerspruch von *Theory* und *Wealth* keine Rede sein kann. Smith geht davon aus, dass die Menschen erstens einen auf sie selbst gerichteten Impuls in sich tragen, und zwar den Wunsch, ihr Los zu bessern. Sie handeln in diesem Sinne zweckgerichtet und verfolgen ihr Eigeninteresse. Zweitens sind sie kommunikative soziale Wesen und tragen auch auf andere Menschen gerichtete Impulse in sich.

Damit verfügen sie über eine natürliche Neigung, miteinander zu handeln und zu verhandeln, also Tauschgeschäfte anzubahnen und abzuschließen. Auch für die Realisierung dieser Tauschneigung, letztlich eines kommunikativen Impulses, bedarf es des Einfühlens, der „Sympathy“, auf der Grundlage der jedem Menschen von Natur aus mitgegebenen Vorstellungskraft: Wer beispielsweise eine Ware, eine Dienstleistung oder seine Arbeitskraft anbietet, muss in der Lage sein abzuschätzen, ob es ein Bedürfnis danach gibt, ob er also auf überhaupt auf eine Nachfrage treffen wird. Auch diese beiden Antriebe des Menschen können in konfliktreicher Spannung zueinanderstehen, ganz wie die Eigenliebe und die Nächstenliebe in der *Theory of Moral Sentiments*, und es gilt eine Balance zu finden.

3.2.4 Die Rolle des Eigeninteresses

Dem Eigeninteresse kommt als Antriebskraft im *Wealth of Nations* eine wichtige Rolle zu. Schon im zweiten Kapitel, wo Smith die Grundannahmen einführt, macht er mit einem Gegenbeispiel deutlich, dass dem wirtschaftlichen Austausch, der vom Eigeninteresse in Gang gesetzt wird, eine ganz eigene Würde innewohnt. Er beschreibt Tiere, die nicht in der Lage sind, auf höherem Niveau zu kooperieren, und die deshalb auf Mitleid angewiesen sind, wenn sie etwas haben wollen: Jungtiere müssen das Muttertier, ausgewachsene Tiere ihren Herrn anbetteln. Ähnlich ist die Lage der Menschen, die nicht in einer Marktgesellschaft, sondern unter feudaler Herrschaft leben, wo sie einander also nicht als Wirtschaftssubjekte auf dem Markt begegnen. Der große Vorzug der Marktgesellschaft liegt darin, dass sich die beiden Beteiligten einer Transaktion zumindest theoretisch auf Augenhöhe begegnen. Wenn eine Transaktion nicht für beide Seiten in hinreichender Weise vorteilhaft ist, kommt sie nicht zustande.

In diesem Zusammenhang schreibt Smith den folgenden berühmten Satz: „It is not from the benevolence of the butcher, the brewer, or the baker that we expect our dinner, but from their regard to their own self-interest. We address ourselves not to their humanity but to their self-love, and never talk to them of our own necessities, but of their advantages.“ (WN I.ii.2) Diese Formulierung wird oft als bedingungsloses Lob des Egoismus als Voraussetzung für die Marktwirtschaft missverstanden. Doch das gibt sie gar nicht her. Erstens geht es nicht um Egoismus, sondern um Eigenliebe. Diese gilt es, wie Smith in der *Theory* erklärt hat, mittels des Gegengewichts der Nächstenliebe, der Empathie, des Gewissens, der allgemeinen Gerechtigkeitsregeln und der öffentlichen Gesetze in Schach zu halten – und das kann auch hier vorausgesetzt werden. Zweitens ist der Satz nicht normativ, sondern strikt positiv: Smith empfiehlt nicht, dass wir uns an die Eigenliebe des Metzgers, Brauers oder Bäckers wenden sollen, sondern er beschreibt, dass wir das tun. Denn wir leben in einer Marktgesellschaft, und das macht uns zu Partnern.

3.2.5 Der natürliche Entwicklungspfad

Der insgesamt fast 1000 Seiten starke *Wealth of Nations* ist in fünf sogenannte Bücher untergliedert. Die ersten beiden Bücher enthalten im Wesentlichen Smiths Analyse der Produktionsfaktoren und ihrer Entlohnung, eine Theorie des Geldes, der Preise und des Werts sowie der Kapitalakkumulation. Auch zur Bankenregulierung finden sich hier luzide Ausführungen. Damit sind die theoretischen Grundlagen gelegt. Im dritten Buch leitet Smith damit einen natürlichen Entwicklungs- und Wachstumspfad her, entlang einiger Stufen, die aber kein deterministisches Fortschrittsgesetz beschreiben, sondern nur ein Gedankenexperiment darstellen. Anschließend setzt er sich den Historikerhut auf – die geschichtliche Anschauung soll die Empirie zur Theorie bieten und zusätzliche Erkenntnis zutage fördern.

Smith geht nun in seiner Betrachtung sehr weit zurück, bis zum Zusammenbruch des römischen Reichs. Das Rätsel, das er wissenschaftlich lösen muss, besteht darin, dass die reale Geschichte der Logik seines natürlichen Wachstumspfadens durchaus nicht immer gefolgt ist. Es ist in der Menschheitsgeschichte wirtschaftlich beileibe nicht immer linear aufwärts gegangen, sondern es gab Rückschläge und lange Durststrecken. Die Vermutung liegt auf der Hand, dass jeweils die Politik etwas damit zu tun hatte, aber auch die gesellschaftliche Ordnung. Hier rückt Smith in eine erstaunliche Nähe dessen, was heutige Politikwissenschaftler und Institutionenökonom zu ihrem Forschungsgegenstand gemacht haben.

Smith betrachtet die Beherrschung des Menschen durch den Menschen als den traurigen historischen Normalfall, Konsequenz einer destruktiven psychologischen Disposition, einer außer Rand und Band geratenen Eigenliebe. Demgegenüber schildert er es als einen glücklichen Zufall der europäischen Geschichte, dass der Feudalismus überwunden wurde und sich jene Institutionen herausgebildet haben, die wirtschaftlichen Fortschritt überhaupt erst möglich machen: die politische Gewaltenteilung und der Rechtsstaat. Erst damit konnte sich eine Gesellschaft herausbilden, in der die sozialen Beziehungen von jener Nützlichkeit gesteuert sind, die Marktbeziehungen sowohl erfordern als auch erbringen. Und nur auf dieser Grundlage kann sich das Streben der Menschen, ihr eigenes Los zu bessern, im kooperativen Miteinander mit den anderen Gesellschaftsmitgliedern wirklich umfassend entfalten.

Dass die Herausbildung förderlicher Institutionen ein historischer Zufall war, bedeutet dabei für Smith keineswegs, dass man diesen nicht erklären könnte; er erkennt hier vielmehr wieder einen klassischen Fall unbeabsichtigter kollektiver Nebenfolgen individuellen Handelns. In der Führungsrolle sieht er dabei den unaufhaltsamen Aufstieg des Bürgertums und der städtischen Zentren im Zuge der Arbeitsteilung sowie der damit verbundenen zunehmenden Ausweitung von Marktgebieten. Damit hat sich in vielen Ländern das interne Machtgefüge dramatisch verändert – bis zu jenem Punkt, an dem die drei essenziellen Werte der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit in greifbare Nähe gerückt sind. Dass irgendwann einmal ein Idealzustand erreicht sein könnte, glaubt er nicht: Er ist Skeptiker und Realist.

3.2.6 Außenhandel

Das vierte Buch des *Wealth of Nations* ist dem Außenhandel gewidmet. Es gerät Smith, wie er es schon zu Beginn des *Wealth* angedeutet hat, zu einer Philippika gegen den Merkantilismus, den er äußerst zuspitzend karikiert. Auch die physiokratische Lehre bekommt hier noch ein wenig Fett ab, weil er deren These von der alleinigen Produktivität der Landwirtschaft für Unsinn hält. Eher cursorisch stellt Smith fest, dass es für ein Land ebenso unsinnig sei wie für einen Haushalt, ein Gut selber teuer herzustellen als es billig zuzukaufen, und er illustriert dies sarkastisch mit dem Aufwand, den das Vereinigte Königreich mit dem Bau von Gewächshäusern und Heizanlagen treiben müsste, um selber Wein zu produzieren, den es doch viel günstiger dort einkaufen könne, wo er auch tatsächlich genießbar sei.

Hier weitet sich Smiths schon bekannte Theorie der Arbeitsteilung in die internationale Sphäre aus, und auch hier verrichtet wieder sein notorischer Egalitarismus sein analytisches Werk: Anders als später David Ricardo, der sich einbildete, sein großes Vorbild an dieser Stelle korrigieren zu müssen, geht Smith nicht von bestehenden Unterschieden zwischen Ländern aus, die sie eher für die eine als für die andere Art der Produktion begünstigen. Vielmehr denkt er auch sie bewusst als Gleiche, die erst – wie die Menschen – im Zuge der Spezialisierung anfangen, sich zu unterscheiden. Der Effekt ist derselbe: Smith kann auf diese Weise einen dynamischen Prozess beschreiben, der sich selbst verstärkt.

Die aufgeklärte ökonomische Theorie, die Smith entwickelt, macht jedenfalls eines hinlänglich klar: Die im merkantilistischen Geist verordneten Beschränkungen des Außenhandels, Einfuhrverbote, Zölle und Ähnliches sind schlicht und ergreifend schädlich. Damit werden nur die heimischen Kaufleute vor der Konkurrenz aus dem Ausland geschützt, was für die Bevölkerung eine Verknappung der Versorgung und höhere Preise bedeute. Die Kaufleute bereicherten sich somit auf Kosten der Armen und Schwachen. Jede Politik, welche die natürliche Kapitalallokation zu verändern suche, tadelt Smith als „subversiv“. Was auch immer sie vorgebe, am Ende bremse sie den wirtschaftlichen Fortschritt, statt ihn zu fördern.

Im Einklang damit bewertet Smith die Art und Weise, wie die Staaten Europas mit ihren Kolonien umgehen, nicht nur als offensichtlich schädlich, sondern als nachgerade schändlich. Er geißelt die barbarischen Untaten, die dort verübt worden sind und den Menschen Verderb und Vernichtung gebracht haben. Als treibende Kraft macht er hier wieder die Kaufleute aus, deren Gier zu Kriegen und großem Blutvergießen geführt habe. Er hat dabei ganz wesentlich die wenig zimperlichen großen Handelsgesellschaften vor Augen, die einst im Namen der jeweiligen Krone in den Kolonien eine Art Staat im Staat errichteten und die Eingeborenen entrechteten, beispielsweise die britische East India Company. Für ihn ist das alles moralisch inakzeptabel, und ökonomisch kontraproduktiv ist es zudem.

Schließlich zieht Smith Bilanz: Es gilt, die gemeinwohlschädlichen Privilegien und protektionistischen Maßnahmen abzubauen. Vielleicht nicht von heute auf morgen, denn wenn Monopole auf einen Schlag fallen, ist absehbar, dass die zahlreichen in den entsprechenden Betrieben beschäftigten Arbeiter ihr Auskommen verlieren. Smith kann sich deshalb

durchaus Übergangslösungen vorstellen. Darüber hinaus lässt er auch zwei grundsätzliche, dauerhafte Ausnahmen zu. Das eine sind Zölle, die dafür sorgen, dass Einfuhrgüter keinen künstlichen Vorteil gegenüber den heimischen, mit einer Steuer belegten Gütern genießen. Es ist etwas anderes, ob auf diese Weise eine bestehende Verzerrung ausgeglichen wird oder ob man einer Interessengruppe einen neuen Vorteil, ein neues Privileg gewährt. Letzteres ist ein Irrweg. Das andere, wofür Smith in seiner Besonnenheit eine Ausnahme macht, sind sicherheitspolitisch gebotene Abschottungsmaßnahmen, denn er weiß: „defence [...] is of much more importance than opulence“ (WN IV.ii.30).

3.2.7 Die „Unsichtbare“ Hand

In diesem vierten Buch findet sich nun auch die Metapher der „Unsichtbaren Hand“ – das einzige Mal in *Wealth*, nach vielen hundert Seiten. „Whenever you get there, there is no there there“, möchte man mit Gertrude Stein frotzeln: Smith benutzt den Ausdruck nur nebenhin, und er definiert nirgends, was genau er damit meint. Viele seiner Formulierungen haben im Laufe der Rezeptionsgeschichte nicht genug Aufmerksamkeit bekommen; diese hingegen hat wohl eher zu viel davon erlebt, doch nicht die beste. Was haben gerade Ökonomen nicht alles hineingedichtet: Sie sei Platzhalter für den Kapitalismus (den Smith allerdings noch gar nicht kannte), den Markt, den Wettbewerb, den Preismechanismus.

Dass nichts dergleichen zutrifft, zeigt die Passage, in der die Metapher fällt, überdeutlich. Sie dreht sich um die von Smith stets mit Misstrauen beäugten Kaufleute. Sein Bild über sie ist mehr als negativ. Sie haben in der Regel ihre Eigenliebe nicht im Griff, meint er, sie sind notorisch gierig, verlangen überhöhte Preise, nutzen Notlagen aus, verschwören sich gegen die Öffentlichkeit und schlagen bei den Regierenden unter dem irreführenden Verweis auf das Gemeinwohl Privilegien für sich heraus.

(Zur Seite gesprochen: Hier zeigt sich eine Parallele zu den deutschen Ordoliberalen, die viel später, nach dem Ersten Weltkrieg, an der Macht der Interessengruppen und der fatalen Verquickung von Wirtschaft und Staat verzweifelten. Es ist gewissermaßen eine Tragik der Ideengeschichte, dass gerade sie, obschon der Tradition der Historischen Schule entwachsen, deren fataler Smith-Missinterpretation verhaftet blieben und Smith ein Loblied auf den Egoismus, einen naiven Glauben an göttliche Vorsehung und natürliche Harmonie sowie eine Vernachlässigung des sozialen Kontexts vorwarfen.)

Smith beschreibt nun schlicht, dass ein Kaufmann bei seiner Entscheidung, wo er investiert, gerade weil er so gierig ist, den heimischen Standort nicht systematisch vernachlässigen wird: „By preferring the support of domestic to that of foreign industry he intends only his own security; and by directing that industry in such a manner as its produce may be of the highest value, he intends only his own gain, and he is in this, as in many other cases, led by an invisible hand to promote an end which was not part of his intention.“ (WN IV.ii.9) Die Aussage ist sicherlich kontextabhängig. Doch unabhängig dahin ist das, was Smith hier schildert, wieder einmal bloß ein unbeabsichtigter Nebeneffekt individuellen Handelns, nicht mehr und auch nicht weniger – und das ist das Wichtige daran. Er sagt auch nicht, dass diese Nebeneffekte immer günstig sind. Im Gegenteil: Wenn man genau hinsieht, fällt die Formulierung „in many other cases“ auf. Smith schreibt „many“, nicht etwa „always“, immer. Um zu wissen, in welchen Fällen genau man darauf hoffen kann, dass ein individuelles Handeln, das nicht gerade in den nobelsten Motiven wurzelt, trotzdem günstige Auswirkungen für das Gemeinwesen hat, bedarf es einer gehörigen Dosis guter, belastbarer Ökonomie.

In ähnlicher Weise taucht die Metapher der „Unsichtbaren Hand“ auch einmal in der *Theory of Moral Sentiments* auf, und zwar an einer Stelle, wo Smith schildert, wie der Luxuskonsum der Reichen dafür sorgt, dass auch die Armen – zumindest unter bestimmten Bedingungen – stark am wirtschaftlichen Fortschritt partizipieren. Etwas anders gelagert ist die Verwendung in der *History of Astronomy*, wo Smith berichtet, in primitiven Völkern sei es noch üblich gewesen, ungewöhnliche Wetterphänomene der unsichtbaren Hand Jupiters zuzuschreiben. Hier fehlt zwar der Aspekt der unbeabsichtigten Nebeneffekte individuellen Handelns, aber das andere typische Element ist vorhanden: Um Blitz und Donner zu verstehen, bedarf es auch hier nur der Aufklärung, also einer belastbaren Wissenschaft.

3.2.8 Das System der natürlichen Freiheit

Smith macht sich nichts vor. Zu erwarten, dass in Großbritannien irgendwann einmal vollkommener Freihandel herrschen werde, hält er für absurd. Nicht nur die Vorurteile der Bevölkerung stünden dem entgegen, sondern vor allem die privaten Interessen so mancher Individuen: sprich, der Kaufleute. Deren Widerstand sei noch viel weniger überwindbar. Das „System der natürlichen Freiheit“, das er daraufhin skizziert, ist dementsprechend lediglich eine Art Benchmark. Da Smith kein Utopist ist, und weil er immer die historische Situation und den Kontext mitbedenkt, bedeutet Benchmark hier nicht, dass es sich um ein um jeden Preis anzustrebendes Ideal handelt. Das wäre ein Missverständnis. Wie die Entwicklungsstufen und vieles andere mehr bei Smith ist das System der natürlichen Freiheit vor allem ein Gedankenexperiment, ein Kontrafaktum zur Beurteilung der Realität. Indem Smith die tatsächlichen Verhältnisse mit dem Kontrafaktum abgleicht, kann er erkennen, wo im konkreten Fall das Problem liegt und an welcher Stelle Reformen ansetzen müssen. Auch das ist eine für ihn typische Methodik.

Er beschreibt dieses System der natürlichen Freiheit wie folgt:

„All systems either of preference or of restraint, therefore, being thus completely taken away, the obvious and simple system of natural liberty establishes itself of its own accord. Every man, as long as he does not violate the laws of justice, is left perfectly free to pursue his own interest his own way, and to bring both his industry and capital into competition with those of any other man, or order of men. The sovereign is completely discharged from a duty, in the attempting to perform which he must always be exposed to innumerable delusions, and for the proper performance of which no human wisdom or

knowledge could ever be sufficient; the duty of superintending the industry of private people, and of directing it towards the employments most suitable to the interest of the society.” (WN IV.ix.51)

Smiths Verweis darauf, dass die Regierung damit scheitern muss, die privatwirtschaftlichen Aktivitäten der Bürger so zu steuern, dass für die Gesellschaft insgesamt das beste Ergebnis herauskommt, fußt zum einen auf seiner äußerst modern anmutenden Kritik am Einfluss von Interessengruppen. Den Regierenden mangelt es an der Sachkompetenz, am Willen und auch an der Kraft, sich diese vom Leibe zu halten. Zum anderen nimmt es das berühmte Hayek'sche Wissensargument voraus: Das Wissen, in welche Verwendungsrichtungen die Produktionsfaktoren am besten fließen sollen, ist dezentral verstreut und in seiner Gesamtheit niemandem gegeben; zum Teil kristallisiert es sich auch überhaupt erst im Wettbewerbsprozess heraus. „Natürlich“ ist dieses System einfach insofern, als es das Normale ist.

3.2.9 Staatsaufgaben

Smith will der Bedienung mächtiger Partikularinteressen durch die Regierung Einhalt gebieten. Aber das bedeutet nicht, dass er für den Staat keinerlei Aufgaben sieht, ganz im Gegenteil. Er listet die drei Hauptfelder gleich anschließend auf. Die Regierung hat für Sicherheit zu sorgen, also sich erstens nach außen um die Landesverteidigung zu kümmern sowie zweitens nach innen um eine funktionierende Polizei und Justiz. Drittens hat er die Pflicht, solche öffentlichen Güter bereitzustellen und Institutionen zu errichten, die privatwirtschaftlich nicht rentabel sind und deshalb sonst nicht angeboten würden, für die Gesellschaft aber von großer Bedeutung sind. Aus heutiger Perspektive mag das nach einem Minimalstaat klingen, aber es entspricht zu Smiths Zeit den gegebenen Zuständigkeiten des Staates, die noch übrigblieben, wenn man denn die wirtschaftlichen Monopole und sonstigen Privilegien abräumte.

Das fünfte und letzte Buch des *Wealth of Nations* ist dann so etwas wie eine Handreichung für den aufgeklärten Staatsmann. Hier dekliniert Smith in einer anreiztheoretischen Analyse durch, wie sich das Pflichtenheft der öffentlichen Hand am besten abarbeiten lässt. Methodisch ist das überzeitlich, von den Ergebnissen her aber in höchstem Maße kontextabhängig. Im Abschnitt zur Landesverteidigung ringt er sich so ein Plädoyer für ein stehendes Heer ab, das aber von einer Miliz ergänzt werden könnte. Der Abschnitt zur Justiz enthält alle möglichen praktischen Aspekte bis hin zu der Frage, wie – um ein unparteiisches Urteil nicht zu gefährden – die Richter zu entlohnen sind und wer im Normalfall die Prozesskosten tragen sollte.

Im Abschnitt zu öffentlichen Gütern und Institutionen widmet sich Smith insbesondere der öffentlichen Transportinfrastruktur (Straßen, Brücken, Kanäle, Schleusen) und kommt zu dem Ergebnis, dass hierfür zwar der Staat zuständig ist, dass dieser aber nicht selbst der Betreiber sein muss: Er kann Aufgaben auch dadurch wahrnehmen, dass man sie ausschreibt und ein Privater sie unter Auflagen übernimmt. Die Frage ist dann eigentlich nur noch, wie aufwendig die Kontrolle wird. Smith beschäftigt sich auch mit den jeweiligen Nutzungsgebühren, wobei er die Leistungsfähigkeit der Nutzer berücksichtigt sehen will. Ausgesprochen amüsant zu lesen sind seine Erörterungen über die schulische und universitäre Bildung; in seine Analyse der Fehlanreize fließen seine frustrierenden Erfahrungen aus Oxford ein.

Mit Blick auf die Schulbildung scheint ihn vor allem die Sorge umzutreiben, dass die jungen Leute nicht ihre Zeit vergeuden, weshalb man ihnen und ihren Familien die Entscheidung über die genaue Art der Ausbildung am besten selbst überlässt. Um die Qualität zu sichern, schlägt er vor, dass die Regierung Preise ausloben oder für die Ausübung bestimmter Berufe Standards vorgeben kann; auf welchem Weg man diese Qualifikationen dann erreicht, bliebe jedem selber überlassen.

Es folgen noch finanzwissenschaftliche Erörterungen zur Finanzierung der öffentlichen Aufgaben auf dem Wege der Besteuerung und der Staatsverschuldung. Dem heutigen Leser dürften Smiths Argumente vertraut sein: Die Besteuerung muss dem Leistungsfähigkeitsprinzip folgen und transparent sein, sie darf keinen unnötigen Aufwand verursachen und muss zudem effizient erfolgen. Wie zu erwarten, findet ein progressiver Steuertarif die Billigung des Freundes der Armen. Was die Staatsverschuldung anbelangt, mahnt er zur Vorsicht. Seine historischen Studien haben ihm gezeigt, dass Regierungen, die sich unbegrenzt verschulden können, eher dazu neigen als andere, Kriege vom Zaun zu brechen. Das ist per se zu verurteilen. Aber die Kosten des Krieges werden dann auch noch auf die nächste Generation überwält, was diese übermäßig zu belasten droht.

4. Der große Liberale

Adam Smith ist als großer Liberaler von den einen so gefeiert wie bei den anderen verhasst. Welche Emotion ihm in der politischen, aber auch in der wissenschaftlichen Diskussion entgegenschlägt, sagt allerdings eher wenig über ihn oder seinen Liberalismus und wesentlich mehr über die Personen aus, die sich da äußern. Wer sich mit der Smith-Rezeption über die Jahrhunderte bis heute befasst, tut gut daran, auch in dieser Hinsicht den Kontext zu bedenken und sich das situationsbedingte argumentative Interesse des jeweiligen Akteurs vor Augen zu halten.

Die freundliche Rezeption des *Wealth of Nations* beispielsweise in Preußen, als sich dieses im Zuge der Stein-Hardenberg'schen Reformen vom absolutistischen Stände- und Agrarstaat zum aufgeklärten National- und Industriestaat wandelte, ist aus einer Nützlichkeitsperspektive ebenso naheliegend wie die Aufnahme seines Werks durch die amerikanischen „Founding Fathers“, denen seine Theorien über die soziale Wirksamkeit der Empathie, die Arbeitsteilung und das Finanzwesen entgegenkamen. Wie die Politikwissenschaftlerin Glory Liu in einer exzellenten Aufarbeitung der amerikanischen Rezeptionsgeschichte zeigen konnte, ging in den Vereinigten Staaten der Schuss jedoch schon bald nach

hinten los. Im Vorfeld der Sezessionskriege wurde vor allem der Freihändler Smith von Südstaaten-Politikern als Chefideologe instrumentalisiert, was ihn in den Nordstaaten auch deshalb in Ungnade fallen ließ, weil der Süden seine Handelsgewinne auf dem Rücken der Sklaven erwirtschaftete. Dass Smith gerade dies nie gebilligt hat, geriet damals schon in Vergessenheit.

In der Wissenschaft erging es ihm später nicht besser: Der politisch eher links stehende amerikanische Ökonom Paul Samuelson verbreitete in seinem einflussreichen Lehrbuch „Economics“ das Klischee von Smith als Anwalt des Egoismus und blies die Metapher der „Unsichtbaren Hand“ zu einem lächerlichen Konzept auf. Die eher rechts stehende Chicago-School nahm in Smith dann vielmehr als Kronzeugen für die Rationalität freier Märkte und die unheilbare Irrationalität der Politik in Anspruch – ganz wie Samuelson im Rahmen eines theoretischen Denkens, eines institutionellen Hintergrundes und einer politischen Agenda, die dem so in Anspruch genommenen noch völlig unbekannt sein mussten.

All das gilt es hinter sich zu lassen und Adam Smith wieder selbst zu Wort kommen zu lassen. Im Kern bedeutet Freiheit für ihn schlicht einen gewissen Grad an persönlicher Unabhängigkeit, also den Schutz vor der Willkür anderer. Das erscheint ihm umso wichtiger, als dem Menschen der Wille mitgegeben ist, andere zu beherrschen, wie er schreibt. Diesen Willen gilt es einzuhegen. Zur Begründung sucht Smith auch hier wie so häufig die Rückbindung an unsere Fähigkeit, uns in andere einzufühlen: Nur wer frei und unabhängig ist, kann sich einfühlen und moralisch angemessen urteilen, und dies ist für die gesamte Gesellschaft von existenzieller Bedeutung. Zur Unabhängigkeit gehört der Schutz von Leib, Leben und Eigentum. Wie sich dies garantieren lässt, ist allerdings von der Zeit und den Umständen abhängig.

Der Schotte des 18. Jahrhunderts feiert die historische Herausbildung hierfür hilfreicher Institutionen, der Herrschaft des Rechts und der Gewaltenteilung – aber es wäre gut denkbar, dass er für das 21. Jahrhundert darüber hinaus auch noch andere Erfordernisse sähe. Deswegen muss man sich auch nicht grämen, dass bei ihm nirgends von demokratischer Partizipation die Rede ist. Das war in der Welt, in der Smith lebte, kein Thema, aber nach seiner Logik und Zielsetzung liegt auf der Hand, dass er sie unterstützen würde, sofern sich Sicherheit, Ordnung und Stabilität in der Gesellschaft in unserer Zeit damit besser garantieren lassen als ohne. Letztlich ist für ihn alles eine Frage der Zweckdienlichkeit. Auf jeden Fall ist Smith kein Radikaler, der den Staat abschaffen will. Die Institutionen, die es zur Sicherung der persönlichen Freiheit bedarf, kann man nach Smith nur durch den Staat denken.

Die Substanz des Smith'schen Liberalismus fasst man so am präzisesten, wenn man auf die Ebene hinter seinen Politikempfehlungen im *Wealth of Nations* zurückgreift, also auf die hinter ihnen liegende Logik und das hinter ihnen liegende Ziel. Auch darum ist es irreführend, aus Smiths Aufzählung von nur drei Hauptaufgaben des Staates zu folgern, man könne sich auf ihn berufen, um für einen Minimalstaat zu werben und wirtschafts- und finanzpolitisch permanent auf der Bremse zu stehen. Weder entspräche das seinem klaren Bewusstsein für die verschiedenen Erfordernisse verschiedener Epochen noch wäre es eine korrekte Interpretation seiner Empfehlungen für seine eigene Zeit. Das Reformprogramm, das er entwirft, stützt zwar den Staat seiner Zeit zurecht – aber Smith konzentriert sich dabei auf jene Stellen, an denen politische Eingriffe nach seiner wissenschaftlichen Analyse den wirtschaftlichen Fortschritt schwerwiegend behindern. Mehr noch, als dass er den Staat zurechtstutzt, richtet er ihn neu aus. Smith ist kein Radikaler, kein Utopist und erst recht kein Hasardeur. Und er ist insofern ganz entspannt, als er einräumt, ein Volk könne durchaus auch ohne vollkommene Freiheit und vollkommene Gerechtigkeit gedeihen, nicht zuletzt dank der ausbalancierenden Kräfte des gesellschaftlichen Miteinanders.

5. Schlusswort

Wohl kaum ein Denker hat ein so dauerhaft faszinierendes Werk hinterlassen wie Adam Smith. Eine Phalanx an Gesellschafts- und Geisteswissenschaftlern beschäftigt sich derzeit mit der vertiefenden Interpretation und Weiterentwicklung seines Denkens. Allein die Wirtschaftswissenschaftler haben es – bis auf vereinzelte Ansätze in der Institutionenökonomik und in der Verhaltensökonomik – noch nicht recht verstanden, das Werk ihres intellektuellen Ahnen wieder in größerem Umfang nutzbar zu machen.

Doch es lohnt sich auch für Nicht-Wissenschaftler, vor allem die beiden wichtigsten Schriften, die *Theory of Moral Sentiments* und den *Wealth of Nations*, zur Hand zu nehmen und in Gänze zu studieren. Die Menschenfreundlichkeit, die Klugheit, der Realismus und die Abgewogenheit, die einem aus den Seiten entgegenkommen, sind eine Freude und Wohltat. Dasselbe gilt für den aufklärerischen Geist, für die Absage an Utopien, Mythen und Vorurteile sowie für das Bewusstsein, dass Perfektion nicht möglich ist, wir auf der Suche nach zweitbesten Lösungen aber immer noch viel Luft nach oben haben. Smith lesen statt nur über Smith lesen: Das sei die vielleicht wichtigste Empfehlung am Ende dieses Papiers.

Literatur

Smith, Adam (1981), *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, 2 Bde., Glasgow Edition, Indianapolis, Liberty Fund.

Smith, Adam (1982), *The Theory of Moral Sentiments*, Glasgow Edition, Indianapolis, Liberty Fund.

Smith, Adam (1982), *Essays on Philosophical Subjects*, Glasgow Edition, Indianapolis, Liberty Fund.

Smith, Adam (1982), *Lectures on Jurisprudence*, Glasgow Edition, Indianapolis, Liberty Fund.

Smith, Adam (1985), *Lectures on Rhetoric and Belles Lettres*, Glasgow Edition, Indianapolis, Liberty Fund.

--

Horn, Karen (2009), Der Realismus des Adam Smith, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 16. Januar.

Horn, Karen (2020), Perpetuating prejudice: The difficult relationship between German ordoliberalism and Adam Smith, *History of Economic Ideas* 28(2), S. 97-133.

Horn, Karen (2020), Natürliche Gleichheit, materielle Ungleichheit und der Schatten von Hobbes: Arm und Reich im Werk von Adam Smith, in: Volker Caspari (Hrsg.), *Einkommens- und Vermögensverteilung in historischer Sicht: Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie* 115/37, Berlin, Duncker & Humblot, S. 85-124.

Horn, Karen (2023), Kampf den Klischees: Die jüngere Adam-Smith-Forschung rollt die Interpretation des schottischen Gelehrten neu auf, *Perspektiven der Wirtschaftspolitik* 24(2), ahead of print online abrufbar unter <https://doi.org/10.1515/pwp-2023-0018>.

Horn, Karen (2023), Der Mann mit der unsichtbaren Hand, *Neue Zürcher Zeitung* vom 5. Juni.

Kurz, Heinz D. und Richard Sturn (2013), *Adam Smith für jedermann*, Frankfurt, Frankfurter Allgemeine Buch.

Liu, Glory (2022), *Adam Smith's America: How a Scottish Philosopher Became an Icon of American Capitalism*, Princeton, Princeton University Press.

Recktenwald, Horst Claus (1989), Adam Smith (1723-1790), in: Joachim Starbatty (Hrsg.), *Klassiker des ökonomischen Denkens I*, München, C.H. Beck, S. 134-55.

Streminger, Gerhard (2017), *Adam Smith, Wohlstand und Moral*, München, C.H. Beck.

Zur Autorin



Karen Horn, Prof. Dr., lehrt ökonomische Ideengeschichte und Wirtschaftsjournalismus an der Universität Erfurt. Sie ist Mitinitiatorin und Koordinatorin des akademischen Netzwerks „NOUS“ (www.nous.network); Chefredakteurin und Mitherausgeberin der „Perspektiven der Wirtschaftspolitik“, eines Fachjournals des „Vereins für Socialpolitik“, der internationalen Vereinigung deutschsprachiger Ökonomen; sowie operative Geschäftsführerin der auf weltwirtschaftliche Fragen fokussierten Herbert-Giersch-Stiftung. Außerdem schreibt und lektoriert sie für verschiedene Zeitungen, Zeitschriften und Online-Dienste im In- und Ausland. Sie ist in Genf geboren, hat in Saarbrücken, Bordeaux und Lausanne studiert und lebt seit 2014 in Zürich. Zwölf Jahre hat sie sich als Redakteurin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vor allem um ordnungspolitische und wirtschaftswissenschaftliche Themen gekümmert, bevor sie die Leitung des Berliner Hauptstadtbüros des Instituts der deutschen Wirtschaft (IW) übernahm. In der Wissenschaft liegen ihre Interessen an der ideengeschichtlichen Schnittstelle der Ökonomik zur Philosophie, zur Politikwissenschaft und zur Geschichte. Zu ihren Büchern zählen unter anderem „Die Soziale Marktwirtschaft“ (2010), „Die Stimme der Ökonomen“ (2012), „Hayek für jedermann“ (2013) und „Dr. Karen Horns ökonomische Hausapotheke“ (2019).

